

Nr. 79. Bromberg, den 4. April 1930.

Die Clari-Marie.

Roman von Ernst Zahn.

(29. Fortsetzung.)

Einige nickten kurz und heimlich Beifall; mit dem einen Wort hatte die Clari-Marie einen Verdacht gegen den Furrer, der in ihnen hatte aufsteigen wollen, erschlagen. Nur der Werner, der heißblütig war und ein loses Maul hatte, brachte die eigne Zunge nicht zur Ruhe; jedem, der hören wollte, erzählte er: „Spaßig ist es beim Eid, warum er kein Gewehr haben will, der Furrer, wenn er eines hat."

Am letzten Tage, kurz bevor die Geschworenen zum Urteilsspruch sich zurückzogen, wurde noch der alte Rapp-Töni vorgefordert, ein schneeweißes Männlein, das die Last der Jahre auf krummem Rücken trug, aus entzündeten Augen schaute und ängstlich und verlegen vor den hohen Herren im Saale stand. Sie fragten ihn, und er stand Rede, aber er hörte schwer und sprach allerlei krauses Zeug, weil er die Fragen nicht recht verstand. Da hießen sie ihn abtreten. Er hörte aber auch nicht, daß er entlassen sei, drehte vielmehr den Filz in der Hand, der fast so alt und schäbig war wie er selber, wiegte den Kopf hin und her und sagte: „Ja, losed, Herren, mag es nun sein, daß dem Scharfegghüttler ein Leid angetan worden ist, nützen tut es nichts, daß ihr da noch lange sitzt, auskommen würde es doch nie, wer es gewesen ist."

Die vom Gericht horchten nur noch halb hin. Einer fragte aber doch den Alten, was er damit sagen wolle.

„Was er damit sagen wolle", schrie dem Schwerhörigen ein Waibel ins Ohr.

Da wackelt der Töni wieder mit dem Kopf und tuschelte. „Ja — ja — ihr mögt es glauben oder nicht, Herren —, er hat auf der Brust gelegen, der Wipfli, wie sie ihn gefunden haben, das Gesicht der Erde zugedreht und der Hut war ihm unter die Brust gelegt. Das haben die Alten schon immer gewußt, daß der Mörder nie entdeckt wird, wenn sie einen Erschlagenen so finden."

Die vom Gericht lachten heimlich über den Alten, der Präsident ließ ihn abführen. Dann ließen sie die Clari-Marie noch einmal rufen, nur auf kurze Zeit. Sie kam aus dem Saale und zu den andern hinüber mit einem Gesicht, das fast starr war, sie hatte auch weiße Lippen; es war das erstemal, daß die vom Isengrund die Frau wie in Angst sahen. „Jetzt geben sie beraten, die Geschworenen", sagte sie mit gepreßter Stimme.

Dann saßen die Isengrunder eine Stunde lang und länger. Keiner sprach ein Wort; es war, als hinge ein Gewitter über allen. Im ganzen Gerichtshaus war dieselbe dumpfe Stille, die nur dann und wann der kurze, hallende Laut von Schritten brach, wenn jemand über die Steinfliesen der Korridore ging. Endlich, als es im Zeugenzimmer schon dämmerte, ging drüben im Gerichtssaal ein Geräusch und begann dort ein Leben, wie es alle die Zeit nicht gewesen war. Eine kurze Weile verging. Dann öffnete sich die Tür und der Furrer und sein Weib traten zuerst heraus, frei, die Landjäger schritten ihnen nicht mehr zu seiten.

Die Bauern und ihre Weiber im Zeugenzimmer standen unter der Tür. Zuvorderst hatte die Clari-Marie ihren Platz, und der Pfarrherr hatte sich neben sie gedrängt.

Der Furrer sah sie alle an mit einem stechenden Blick, er stand bolzgerade und trug den Kopf hoch. „So —" sagte er, „jetzt ist es gegangen, wie es hat gehen müssen."

Der Trini, der Furrerin, liefen die Tränen über die hageren Backen herab.

Da wußten die andern, daß sie freigesprochen waren. Eine Bewegung ging durch die Reihen. Die Clari-Marie trat zum Furrer und reichte ihm die Hand. „Gott sei Dank, Schwager", sagte sie. Auch die Hand der Schwester nahm sie; die flennte stärker dabei. Dann kamen die Isengrunder näher und wünschten den Furrerischen Glück. Der Werner Jacki allein drückte sich beiseite, murmelte etwas und war der erste, der nachher den Ausgang aus dem Gerichtsgebäude suchte.

Die Bauern blieben nicht am Ort, obgleich es bald nachtete. Mit dem Furrer und seinem Weibe inmitten machten sie sich auf den Heimweg. Nur Jaun, der Doktor, der nicht mit ihnen gekommen und all die Tage her im Saal neben den Richtern gesessen hatte, stieg auch erst nachfolgenden Tags wieder zum Isengrund hinauf.

Die Schar der Heimkehrenden kam auf die Isengrunder Höhe, als es tiefe Nacht war. Es war ein schweigsamer Zug, sie waren müde, und irgendwie kam die Freude nicht auf, die sonst wohl eine ganze Dorfbevölkerung faßt, wenn ein Unschuldiger freigesprochen wird. Die Clari-Marie ging jetzt an der Spitze der Schar. Der Furrer und sein Weib und der Pfarrherr kamen nur wenig hinter ihr. Am Himmel standen die Sterne, wenige nur, weite schwarzblaue Tiefen lagen zwischen ihnen, von den südlichen Bergen herüber strich ein kühler Föhn.

Jetzt stand die Kirche da, ein großer Schatten, in dem plötzlich ein Lichtpunkt glühte; durch die Fenster schien das Ewige Licht-Flämmlein den Heimkehrenden entgegen. Schweigend zogen sie ihren Weg. Schweigend wandte sich die Clari-Marie an der Kirche vom Weg ab und der Gotteshaustüre zu. Just so, wortlos und als wäre es lange verabredet gewesen, folgten ihr alle. Nur der junge, starke Mensch, der Werner, mit seinem mädchenglatten Gesicht und seinem in die Nacht leuchtenden Blondhaar, verhielt den Schritt. „Geht Ihr auch, Vater?" fragte er den Jacki, der unter den letzten sich nach der Kirche gewendet hatte.

„Komm", sagte dieser, mit einer Bewegung des Kopfes winkend. Dann verschwand auch er in der Türe. Der Junge aber drehte sich ab. „Beim Eid nicht", murmelte er in sich hinein und ging dem Dorfe zu.

Jakob Jacki hatte sich in der Kirche hinten an der Tür aufgestellt. Die eifrigen Isengrunder lagen vorn in den Bänken auf den Knien. Der Pfarrherr aber mit der Clari-Marie und der Furrerin kniete dicht vor dem Altar. Der Pfarrer betete vor, das Ave Maria und den englischen Gruß, einmal, zweimal, immer wieder — laut — leiernd. Nur die Stimme der Clari-Marie hallte metallen und in feierlichem Ernst. Der Jacki stand hinten an der Tür und hatte

die Arme verschränkt. Was war ihn angekommen, den Bub, den Werner? Was kam ihn selber an, daß er hinten an der Tür blieb und um keinen Preis mit den andern das Knie gebogen hätte? Irgendwie schien ihm etwas nicht recht, irgendwie erzürnte er sich heimlich über das Beten und den Pfarrherrn und die Clari-Marie, über alles, was die letzten Tage gegangen war — und — über den Freispruch derer vom Rottal.

Der schwere, knochige, gerade Mensch stand; die blauen Augen leuchteten zornig unter den eckigen Braunen, plötzlich wiegte er den Kopf, drehte sich um und ging hinaus seinem Buben nach.

Wochen gingen über den Freispruch der Furrerschen hin. Das Gras war grün geworden und das Gras war gewachsen. Das Gras war auch über den Tod des Scharfegghüttlers gewachsen. Oben im Rottal lebten der Furrer und sein Weib. Sie waren nie viel unten im Dorf gewesen, hatten nie viel Freundschaft mit den Heimgenossen gepflogen, so ließ sich auch nicht bemerken, daß weniger Freundschaft zwischen ihnen und denen vom Dorfe sei. Jeden Sonntag kamen sie zur Kirche, zweimal meistens, vor- und nachmittags, an Frömmigkeit war ihnen niemand über. Das war alles schön und gut. Die Clari-Marie äußerte zur Cille dieser Tage: „Das freut mich immer an ihnen, am Schwager und an der Schwester, daß sie so rechtschaffen fromm sind."

Mit den wachsenden Tagen, der wachsenden Sonne, dem wachsenden Gras wuchs auch das Leben im Gasthaus zu Isengrund. Der Huber, der Löwenwirt, machte ein Gesicht wie der lachende Frühling selber. „Es geht gut", erzählte er händereibend jedem, der es hören wollte. „Anmeldungen sind eine Menge da, es wird eine Masse Volk heraufkommen diesen Sommer." An der Straße ließ er nicht weiter arbeiten just, er hatt Launen und warf Pläne um, um immer neue zu fassen. „Die Straße soll im Herbst dran kommen", gab er aus, ließ inzwischen alle Taglöhner, deren er habhaft werden konnte, an Gartenanlagen arbeiten, die er hinter seinem Hause von der Lehne an bis an den Wald hinauf führte.

„Jetzt müßt Ihr umziehen, Herr Doktor", mahnte er zwei Wochen später den Jaun; „es wird nicht mehr lange dauern, so werde ich alle meine Stuben brauchen."

Der Jaun hatte sich umgesehen; ein paar Häuser weiter ins Dorf hinein hatte er ein paar Stuben gemietet und wußte, daß eine bereit war, ihm haushalten zu helfen. Er konnte nicht mehr zu ihr hinüber, es ihr anzusagen; denn er betrat das Zieglerhaus nicht mehr. So konnte er die Cille nicht rufen, aber er wußte, daß sie sonst kommen würde. Eines Montags ließ er seine Kisten nach der neuen Behausung schaffen, einer zweistöckigen Hütte. Ein alter Bauer und sein Weib wohnten unterm Dach, im ersten Stock kroch er unter. Noch am selben Tag wußte es das Dorf, daß der Doktor jetzt bei dem Bauer, dem Walker wohne. Am Abend, als in der Zieglerstube die Lampe an der Decke brannte, kam der Töni, der Geselle, von der Stör nach Hause und erzählte: „Jetzt wohnt er denn nicht mehr im Löwen, der Jaun, der Doktor."

Am Tisch saßen die Clari-Marie, die Cille und die Severina. Die zwei letzteren nähten, die Clari-Marie saß über ihrem Geschäftsbuche und rechnete.

„So wohnt er jetzt beim Walker?" fragte die Severina, „sie haben davon geredet im Dorf, daß er dahin ziehen werde." — „Beim Walker wohnt er", gab der Töni Bescheid. Die Clari-Marie hob den Kopf nicht von ihrem Buche, als hätte sie nicht gehört, was die andern sprachen. Die Cille richtete den hageren Oberleib auf, legte die Rechte, die die Nadel hielt, auf den Tisch und staunte einen Augenblick vor sich hin. Sie war scheinbar ganz ruhig, nur um ihren Mund flog ein Zittern, und die Wangen färbten sich langsam, langsam tiefrot. Weil aber die Clari-Marie beharrlich schwieg, schlief auch das Gespräch wieder ein, das auf den Jaun hatte kommen wollen. Dann kam der Hansi vom Taglohn heim; der brachte einen Waldduft in die Stube, und als er nachher mit ihnen am Tisch saß, den die Severina zum Abendbrot deckte, war die Schwüle wie verjagt, die vorher um des Jaun willen zwischen die Frauen gefallen war. Der Hansi war wie das Leben selber lebendig und stark wie die gesundeste Stärke und froh wie der heiterste Frohsinn. Braun war er im Gesicht, und das ehemals ins Blonde spielende Haar war dunkler geworden, so daß die seltsame weiße Strähne völlig von dem übrigen Haar ableuchtete. Er war hoch und schön gewachsen, von breiten Schultern, war in seinem zertragenen blaukattunenen Gewand einer, den der Herrgott mit dem Adel der Bravheit und Gesundheit gefürstet hatte. Selbst im Gesicht der Clari-Marie war etwas wie Weichheit, wenn sie zu ihm oder der Severina sprach; denn die beiden Kinder waren der verschlossenen Frau sonderlich angewachsen.

„Grad Hunger habe ich", sagte der Hansi, als die Severina nachher das Abendbrot auftrug.

„Wollte wissen, wenn du einmal nicht Hunger hättest", lachte die schlanke Severina, und ihr Gesichtlein leuchtete. Dann glänzte ihr in den Augen hurtig ein schalkhaftes Licht auf und sie neckte, als sie, neben den Bruder tretend, die Schüssel auf den Tisch stellte: „Hast Gesellschaft gehabt oben im Wald, du, Hansi?"

Der Bub wurde rot; bis unter das Haar schlug ihm die Blutflamme. „Wollte wissen, wen", sagte er.

„Sie wird wohl in der Nähe gewesen sein, die Claudi", scherzte, sich niederlassend, die Severina. Da lachte der Hansi offen und keck. „Meinst, ich gehe nach dem Rothornwald und sehe den Gisler nicht und die Claudi!"

Aber die Clari-Marie hob das Gesicht vom Teller und sah den Bub scharf an. „Die Freundschaft kannst aufstecken, wann du willst", sagte sie.

Der Hansi errötete zum zweitenmal und tiefer, zuckte unwirsch die Schulter, sagte aber nichts mehr, und die Severina, die merkte, daß sie den Bruder in die Klemme gebracht hatte, wetzte das Zünglein und plapperte von anderm. Nachher saßen sie einträchtig über ihrer Mahlzeit. Nur der Cille kam immer wieder der sinnende Ausdruck ins Gesicht, und manchmal war es, als fehle ihr jemand in der Stube oder erwarte sie noch einen.

Die Cille war die letzte, die an diesem Abend in ihre Kammer ging. Immer wieder, wenn sie schon sich zum Gehen gewendet hatte, kam sie unter irgendeinem Vorwand zurück, und als die Severina mit der Clari-Marie in die Nebenstube gegangen war, die sie an Stelle des Ziegler Chrisostomus und seines Weibes gemeinsam innehatten, setzte sie sich noch einmal an den Tisch und nahm ganz in Gedanken die Näharbeit wieder zur Hand. Auch als sie nachher nach ihrer Kammer stieg, suchte sie nicht Ruhe. An ein Packen ging sie, eine Kiste holte sie vom Estrich und legte Kleider hinein; und als die Kiste voll war, setzte sie sich auf eine Stabelle davor. Sie sann, wie sie es der Clari-Marie sagen sollte. Niedergedrückt saß sie da, vornübergebeugt, der Schein der Kerze fiel auf ihr hageres Gesicht und leuchtete in jeden herben Strich, den die Jahre und die Bitterkeit hineingezeichnet hatten. Sie hatte ein schlimmeres Herzweh, als sie in ihrem Leben, das nicht leicht gewesen war, je gehabt hatte. Es war nicht leicht, aus den vier Wänden zu gehen, in denen sie dieses ganze Leben gelebt! Scheu war sie geworden, und ihre Scheu paßte in die stillen Stuben des Zieglerhauses, aber nicht hinaus. Nur — mit dem Jaun war ein Teil ihres Selbst fortgezogen; nun ging es nicht anders, als daß sie ihm folgte. Und dann, war er nicht allein, der Jaun, der Bub, und brauchte eines, das zu ihm hielt?

Eine Stunde nach Mitternacht legte sich die Cille. Als der Morgen, noch selber kaum wach, durch ihre Fenster sah, erhob sie sich wieder. Sie war immer die erste im Haus; so früh wie heute war sie nie gewesen. Dennoch begann sie unten Stube und Küche aufzuräumen. Als es vollends Tag war, kamen die Männer. Sie nahmen in der Küche ihr Morgenbrot, das die Cille unterdessen bereitet hatte. Dann gingen sie, noch ehe die Clari-Marie aus ihrer Kammer kam, der Hansi ins Holz, der alte Töni nach der Werkstatt hinüber. Als die Cille nachher in die Stube trat, saß die Clari-Marie am Tisch und rechnete wieder in dem Buche, das sie am Abend vorher in Händen gehabt hatte. Die Cille stellte die heiße Milch auf den Tisch, rückte die Tassen und Brot hinzu.

(Fortsetzung folgt)

Freude.

Sich freuen und glücklich sein —
Heißt ja so viel —.
Jung sein und blühen können
Ist auch ein Ziel.
Müssen denn all die schönen Stunden
Ernst sein und schwer?
Zittern nicht lachende, zarte Stunden
Nach viel mehr?
Sind wir doch einmal nur jung im Leben —
So jung und froh!
Und der uns das Leben einst hat gegeben
Will es auch so!
Schlägt uns das Leben so manche Wunden,
Machte uns trüb viel leuchtende Stunden —
Kommt ja das Alter noch viel zu früh —
Soll's uns doch nehmen den Frohsinn nie!
Sich freuen und glücklich sein
Heißt ja so viel!
Jung sein und Freude bringen
Ist auch ein Ziel.

Der Mann aus dem Todestal.

Der Landstreicher mit dem Vermögen in den Schuhen. Das Wunderschloß in der Wüste. — Das Ende einer geheimnisvollen Goldmine.

Von John E. Waters=Chicago.

Rund fünfundzwanzig Jahre sind es her. Ein Individuum, das wie ein Mittelding zwischen Viehzüchter, Goldgräber und Landstreicher aussieht, tritt in das Dienstzimmer des Bahnhofsvorstandes von Los Angeles: „Morgen. Ich brauche einen Sonderzug nach Chicago. Aber sofort!" Der Beamte sieht den Besucher von oben bis unten an. Einen Sonderzug für einen Landstreicher! „Pah", sagt da schon der andere, der den Blick des Eisenbahners richtig zu werten scheint. „Wenn Sie sonst keine Sorgen haben als um das Geld!" Bückt sich und beginnt den rechten Schuh auszuziehen. „Verrückt!" denkt der Beamte und will den Landstreicher hinaus werfen. Doch plötzlich wird er höflich. Denn das seltsame Individuum zieht ein Bündel Tausenddollarnoten aus dem Schuh heraus: „Vierzig Stück! Wenn's nicht genügt, ziehen wir noch den anderen aus!" — „Nein, danke", wehrt der Beamte ab, rennt zum Fernsprecher, läßt den Sonderzug zusammen stellen. Eine halbe Stunde später rast der Mann mit dem Vermögen in den Schuhen auf Chicago zu. „Rekordfahrt!" befiehlt er dem Zugführer. Eine Rekordfahrt wird es auch. Denn bisher hat noch kein zweiter Zug die Strecke Los Angeles — Chicago in 45 Stunden zurückgelegt.

Das war das erste öffentliche Auftreten des Mannes, den die Kalifornier „Todestal Scotty" nennen und auf den sie bisher stolz waren, weil ein geheimnisvoller Nimbus seine Person umgab. Fünfundzwanzig Jahre lang glaubte Kalifornien an Scottys unerschöpflichen Reichtum. Ab und zu hielt sich der Mann in Los Angeles oder in einem der Küstenbäder auf und gab das Geld mit vollen Händen aus. Wenn er dann eines schönen Tages auf dem Trockenen saß oder an der Börse Pech gehabt hatte, so verschwand er. „Ich gehe nach Hause ins Todestal", sagte er vorher. „Ich will mir in meiner Mine neues Gold holen." Hunderten ließ der Gedanke an diese wunderbare Goldmine, aus der Scotty nach Belieben schöpfen konnte, keine Ruhe. Immer wieder folgten sie seiner Spur ins Todestal, eine unwirtliche Steinwüste zwischen den hohen Bergen an der Grenze von Kalifornien und Nevada. Doch jedes Mal führte Scotty sie an der Nase herum. Einmal behauptete er, die Mine liege hier, einmal dort. Immer wieder rannte der Schwarm der Goldsucher nach der bezeichneten Stelle, fand nicht das Geringste und vergeudete nur sein Geld für die kostspieligen Expeditionen in die Wüste.

Dafür konnten die Goldsucher nicht genug Wunderdinge vom weißen Schloß berichten, das Scotty sich im Todestal bauen ließ. Drei Millionen Dollar sollte es kosten. 100 Kilometer lag es von der nächsten Bahnstation entfernt. Alles Baumaterial mußte auf Lastwagen durch die Mohavewüste herangeschafft werden. Ein spanisches Kastell mit blendend weißen Mauern, Balkonen, Säulengängen, Marmorbrunnen wuchs mitten zwischen kahlen Bergen auf, ein Idyll in der Wüste. Jeder wunderte sich, wie Scotty, der anscheinend nicht die geringste Bildung besaß, ein derartiges Schatzkästlein hervorzaubern konnte. Freilich schritt der Bau nicht im Tempo des Sonderzuges nach Chicago vorwärts.

Kürzlich wollte der Schloßherr aus dem Todestal auch Europa einmal einen Besuch abstatten. Doch in Chicago mußte er die Reise abbrechen. „Warum?" wurde er gefragt. „Sehr einfach. Weil ich ruiniert bin. Dieser verdammte Börsenkrach hat mein ganzes Geld gefressen." Er fuhr sofort nach Kalifornien zurück. „Sicher holt er sich neuen Mammon aus seiner Goldmine", sagten sich die Leute. Doch dieses Mal enttäuschte „Todestal Scotty" seine Landsleute bitter. „Goldmine", höhnte er, als er in Kalifornien ankam. „Hat sich was mit der Goldmine. Hirngespinst! Im Todestal gibt es so etwas gar nicht. Meine Goldmine saß bisher in Chicago und hieß A. M. Johnson. Und mein Schloß? Vielleicht wird es noch einmal fertig. Vielleicht auch nicht. Hat mich bis heute schon drei Millionen gekostet. Schade darum, sagen Sie. Was heißt schade? Das Vergnügen, auf einem Hügel über dem Schloß zu sitzen und auf den unfertigen Kasten hinunter zu sehen, kostet mich heute schon allein 200 000 Dollar jährlich an Steuern und Unterhaltungskosten. Von Darinnen=Wohnen ist noch gar nicht die Rede."

Dann war „Todestal Scotty" so freundlich, der enttäuschten Mitwelt zu berichten, wie er in Wirklichkeit zu seinem Reichtum kam. Vor einunddreißig Jahren rannten bei Chicago zwei Züge zusammen. Zwischen den Trümmern lag ein reicher Versicherungsmann aus der Millionenstadt am Michigan, A. M. Johnson. Das letzte bißchen Leben, das noch in ihm steckte, schien kaum des Zusammenlesens wert. Doch Johnson starb nicht. Er war aber von den Hüften an gelähmt und schien für immer ein Krüppel zu sein. Trotzdem gab er sein Geschäft nicht auf. Eines Tages trat ein robuster ungelenker Mann in sein Bureau. „Scott", stellte er sich vor. Dann erzählte er in seiner rauhen Sprache dem feinen gebildeten Versicherungsmann, warum er gekommen war: Er suchte einen Geldmann. Nach jahrelangen vergeblichen Mühen glaubte er drüben in Kalifornien Gold gefunden zu haben. Doch die Mine mußte systematisch ausgebeutet werden, und dazu fehlte ihm das Geld. Johnson hörte interessiert zu. Doch es war nicht das Gold, das seine Aufmerksamkeit fesselte, sondern das Bild, das Scott von den einsamen Bergen des Todestals entwarf. Weltferne Ruhe, hohe Felswände, tiefe Schluchten, die Wüste, kein Mensch, soweit das Auge reichte, ein ungestörtes Reich für den der dieses Land erwarb. Er sah den Mann vor sich, der aus diesem Tale kam, das Urbild der Gesundheit. Sollte auch nicht für ihn dort Heilung sein? Johnson besann sich nicht länger. Er warf ein paar Zahlen auf ein Scheckformular, so hoch, daß Scott vor Verwunderung fluchte. „Kaufen Sie das Land", sagte Johnson. „In ein paar Wochen sehen wir es uns an."

Zwei Monate später führte Scott seinen Partner mit aller Vorsicht, die der Zustand des Gelähmten forderte, in die Wüste. Johnsons Bruder begleitete sie. Kurz darauf brachte ihn Scott schwerverwundet in die Außenwelt zurück. Die Goldgräberkarawane, von der die Öffentlichkeit erfahren hatte, war überfallen worden. Johnson und Scott ließen sich nicht entmutigen. Sie kehrten in die Wüste zurück und tauchten dort für ein Jahr unter. Was sie dort erlebten, hat Scott nicht erzählt. Man weiß nicht, ob Johnson die Goldmine gar nicht sehen wollte — er war ja fünfundzwanzigfacher Dollarmillionär — oder ob er sich freute, daß sein Partner sich geirrt hatte. Der Versicherungsmann suchte nur Heilung. Er fand sie. Als er aus der Wüste zurückkehrte, konnte er beinahe gehen wie vor seinem Unfall. Doch die Kalifornier kümmerten sich nicht um ihn. Ihr Interesse galt der geheimnisvollen Goldmine ihres „Todestal Scotty" und später dem spanischen Wunderschloß. Nun bekennt Scotty auch noch, daß er niemals den Gedanken an den Prunkbau hatte: „Johnson wollte es und entwarf den Plan. Jedes Jahr hat er mich dort besucht." Johnson

oder vielmehr dessen Scheckbuch war es auch wohl, das jedesmal als Goldmine fungieren mußte, wenn Scotty auf dem Trockenen saß und neue Mittel heran holte. Wie es diesmal wird, weiß noch keiner. Scotty läßt auf jeden Fall den Kopf etwas hängen. Vielleicht hilft ihm Johnson doch das Schloß vollenden und zückt die erforderliche Million. Ein teures Vergnügen, diese paar Erholungswochen, die sich der Chicagoer jährlich im Todestal gönnt.

Standardisierter Geist.

Eine Sammlung amerikanischer Kuriositäten.

Von **R. Bulwer.**

Amerika ist in der letzten Zeit zu einem Begriff geworden. Die Vereinigten Staaten spielen seit Kriegsende eine bedeutende Rolle im Leben der europäischen Staaten, nicht nur auf dem Gebiete der Wirtschaft und der Politik, sondern auch auf dem Gebiete einer neuen Geistigkeit. Viele europäische Schriftsteller richten ihre Blicke auf eine neue Kultur die ihren Ursprung in Amerika haben soll. Wir wissen sehr viel von der Organisation des geschäftlichen Lebens der U. S. A. Aber, obwohl man viel von amerikanischem Geist spricht, weiß man eigentlich immer noch recht wenig von der Psychologie des hundertprozentigen Amerikaners. Welches sind die Ideale des amerikanischen Intellektuellen, und gibt es in den U. S. A. außer der Jagd nach dem Dollar überhaupt höhere Interessen?

Die neue amerikanische Literatur vermittelt uns die Bekanntschaft mit einer ungeheuren Menge negativer Typen, die bald komisch, bald aber nahezu tragisch wirken. Eine geradezu sprichwörtlich gewordene amerikanische Figur ist der Held einer Novelle von Sinclaire Lewis, Mr. Lowell Schmalz, „der Mann, der Coolidge gekannt hat". Dieser Mann repräsentiert den Typus des Durchschnittsamerikaners. Er hat drei Ideale, die er anbetet und an die er glaubt. Es sind: der ewig schweigsame Calwin Coolidge, der Autokönig Ford und der Pastor Sandey, der den Jazz in die Kirche eingeführt hat und der sich rühmen kann, den biblischen Marathon-Lauf organisiert zu haben, das heißt den Wettbewerb um das schnellste Bibellesen. Diese Ideale teilt Schmalz mit zumindest 50 Millionen seiner Mitbürger. So ein Amerikaner verachtet das alte, verarmte Europa, wohin es ihn trotzdem mit unwiderstehlichem Drange zieht; denn dort — so glaubt er — kann er für seine Dollars alles kaufen. In Paris angelangt, ist der hundertprozentige Amerikaner jedoch bald enttäuscht. Die Lasterhöhlen des nächtlichen Paris sind aber gar nichts gegen Chicago. Er behauptet jetzt, daß Europa nichts anderes als ein Bluff sei und daß der amerikanische Tourist diesem Bluff zum Opfer falle. Der schöne Rhein erscheint ihm als ein kleines Flüßchen im Vergleiche mit seinem Hudson. Er stellt weiter mit Entrüstung fest, daß die Donauwellen trotz des berühmten Walzers gar nicht blau sind und daß die Westminster-Abtey in London im Vergleich mit einem modernen Friedhof als eine ziemlich miserable Ruhestätte erscheint.

Nirgends aber spiegelt sich der amerikanische Geist so ab wie in den Kuriositäten, die der unermüdliche H. L. Mencken, der mutige Bekämpfer der Spießigkeit und Geistlosigkeit seiner Landsleute, in seiner weltberühmt gewordenen Zeitschrift „The American Mercury" sammelt. Der Kampf, den dieser mutige Mann gegen die Schattenseiten des amerikanischen Nationalcharakters führt, wird auch in Europa immer mehr beachtet. In der letzten Zeit ist Mencken zu einer Persönlichkeit von internationalem Ruf geworden. Aus der berühmten Rubrik „Amerikana" in einer der letzten Nummern des „Mercury" seien ein paar besonders charakteristische Proben wiedergegeben:

Zur Zeit wird in Amerika eine starke Propaganda gegen das Rauchen geführt. Ein Arzt behauptet z. B. in einer Zeitschrift der Anti-Rauch-Liga, daß ein Kind, das von rauchenden Eltern geboren sei, gar keine Chancen zum Leben habe. Man müßte Männer, die Frauen zum Rauchen verführen, einsperren. Ein anderer prominenter Kämpfer der Anti-Rauch-Liga erklärt: „Es gibt nur drei Sorten rauchender Frauen: Dirnen, Weltdamen, die Geld haben, aber kein Rechtsgefühl, und arme kleine Ladenmädchen mit Löchern in den Strümpfen."

Wie schwach die geographischen und geschichtlichen Kenntnisse sogar in gebildeten Kreisen sind, geht daraus hervor, daß die Redaktion einer Zeitschrift behauptet, Litauen liege auf dem Balkan. Ein Student erwiderte auf die Frage, wer Napoleon sei, ohne Bedenken folgendes: „Napoleon ist die Hauptstadt Bulgariens". Eine Musiklehrerin aus Texas fragte bei dem Konservatorium von Pennsylvania an, ob der berühmte deutsche Komponist Mr. Bach zu dem Bachfest, das in Pennsylvania stattfinden solle, persönlich erscheinen würde. Und weiter: Ein Kunstmäzen lernte eines Tages einen verbummelten Maler kennen, der ihm eröffnete, daß er der Sohn van Dycks wäre. „Wie ist es nur möglich", fragte der gutgläubige Herr entrüstet, „daß der Sohn eines derartig berühmter Malers Not leidet?" Er unterstützte den „Sohn van Dycks" mit reichen Gaben, bis er zufällig hinter den Schwindel kam.

Die Nachricht, daß ein reicher Neger mit seiner Frau aus einer kleinen Stadt in Nord-Karolina im Schlafwagen nach Newyork gefahren war, rief im Städtchen eine derartige Entrüstung hervor, daß der Pöbel den Bahnhof stürmen wollte. In derselben Stadt erklärte ein Prediger, daß Noah, wenn er im Besitze eines Motorbootes gewesen wäre, bestimmt nicht am Ararat gelandet, sondern nach Amerika gefahren wäre. Ein Mitglied eines kalifornischen Frauenklubs schreibt an die Redaktion einer amerikanischen Zeitung: „Ich habe Shakespeare gelesen, ohne an ihm etwas Bemerkenswertes zu finden. Ich empfehle den Theaterdirektoren folgendes: „Streicht tüchtig bei Shakespeare, und alles kann noch gut werden." Eine Zeitung von Chicago enthält folgendes Inserat: „Journalist sucht Sekretärin, entweder gegen Gehalt oder zwecks Heirat."

Das sind so einige Kostproben der komischen Seite des amerikanischen Geschmacks. Kann man da noch ausrufen: „Amerika, du hast es besser!", und von einer Wiederbelebung des morschen Europas durch den amerikanischen Geist schwärmen?



Bunte Chronik



* **Vulkane in Tätigkeit.** Die erhöhte vulkanische Tätigkeit, die sich seit einiger Zeit auf den Inselgruppen Mittelamerikas bemerkbar macht, scheint sich neuerdings auch auf das Festland auszudehnen, denn wie aus Guatemala gemeldet wird, ist dort der Vulkan Atilan, ein Nachbar des berüchtigten Vulkans Santa Maria, wieder in Tätigkeit getreten. Auch der letztere, der eigentlich niemals ganz erlischt, hat seine Aktivität erhöht. Aus dem Krater des ungeheuren, zerrissenen Kegels kriechen Wolken heißen Dampfes und hängen am Himmel über der abgebrochenen Spitze. Der letzte Ausbruch dieses 3700 Meter hohen Vulkans erfolgte im Jahre 1902 und war von unerhörter Heftigkeit. Aus einem sich neu bildenden Riß in der Bergschulter ergoß sich ein Strom von Lava, viele in der Berggegend gelegene Dörfer vernichtend, die Asche wurde bis auf den Pazifik geschleudert, und der Himmel war im Umkreise von 50 bis 60 Kilometer um den Vulkan verdunkelt. Die Stadt Quetzaltenango erzitterte unter den sich wiederholenden heftigen Erdstößen in ihren Grundfesten, und eine Anzahl Gebäude stürzten ein. Viele Menschenleben und große Vermögenswerte wurden vernichtet, und alles atmete erleichtert auf, als sich der Vulkan allmählich wieder beruhigte. Jetzt ist das ganze Gelände um den Vulkan wieder bebaut zählt zu den fruchtbarsten Landstrichen und liefert glänzende Ernten. Die Bevölkerung ist daher durch die sich steigernde vulkanische Tätigkeit auf das Schwerste beunruhigt, da man eine Wiederholung der Ereignisse des Jahres 1902 befürchtet.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.